

SALLY HEPWORTH
Das Lächeln der Bradley-Frauen

Buch

Neva Bradley lebt in Boston und ist mit Herz und Seele Hebamme – wie schon ihre Mutter Grace und ihre Großmutter Florence vor ihr. Während die Beziehung zu ihrer Mutter etwas distanziert ist, verbindet sie mit ihrer Großmutter ein inniges Verhältnis. Doch als Neva feststellt, dass sie schwanger ist, beschließt sie, es nicht einmal Florence zu verraten, denn sie kann ihrer Familie weder einen Partner noch den Vater des ungeborenen Kindes präsentieren.

Sechs Monate später lässt sich ihr Zustand auch mit noch so weiten Kleidern nicht mehr verbergen. Sie weiß, dass sie ihrer Familie die Wahrheit sagen muss. Als sie sich jedoch weigert, die Identität des Vaters preiszugeben, fühlt sich ihre Großmutter plötzlich sechzig Jahre zurückversetzt, in ihr Heimatland England, aus dem sie in den Fünfzigerjahren nach Amerika kam. Denn ihre eigene Vergangenheit birgt ein Geheimnis, das auf geradezu unheimliche Weise an das ihrer Enkelin erinnert und das für die ganze Familie Bradley lebensverändernde Konsequenzen haben wird ...

Autorin

Sally Hepworth ist gebürtige Australierin, verbrachte jedoch viel Zeit damit, um die Welt zu reisen. Sie lebte in Singapur, Großbritannien und Kanada, wo sie als Eventmanagerin und im Personalwesen arbeitete. 2009 kehrte sie zurück nach Australien und wandte sich ganz ihrer großen Leidenschaft, dem Schreiben, zu. Nach *Wenn du an meiner Seite bist* ist *Das Lächeln der Bradley-Frauen* ihr zweiter Roman bei Blanvalet. Sally Hepworth lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Melbourne.

SALLY HEPWORTH

Das Lächeln der Bradley-Frauen

Roman

Aus dem Englischen
von Gabriele Werbeck

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
The Secrets of Midwives bei St. Martin's Press, New York.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe August 2015

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2015 by Sally Hepworth

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotive: Plainpicture/Elektronso8; www.buerosued.de

Redaktion: Andrea Stumpf

Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0034-5

www.blanvalet.de

*Für die Mütter und Kinder dieser Welt,
insbesondere für meine Kinder*

Kapitel 1

NEVA

Vermutlich könnte man sagen, ich war die geborene Hebamme. Bereits seit zwei Generationen hatten sich die Frauen in meiner Familie der Aufgabe verschrieben, Kindern auf die Welt zu helfen; es lag mir einfach im Blut. Gerade verlief mein Weg allerdings nicht. Ich war nicht wie meine Mutter – ein Körbe flechtendes Hippie-mädchen, das sich für das Wunder des kostbaren neuen Lebens begeisterte. Ich war nicht wie meine Großmutter – weise, abgeklärt, überzeugt von der Kraft der natürlichen Geburt. Ich hatte noch nicht einmal besonders viel für Babys übrig. Nein, meine Entscheidung, Hebamme zu werden, hatte mit Babys nichts zu tun. Sondern ausschließlich mit Müttern.

Eleanors Körper krümmte sich auf dem breiten Bett zu einem Bogen. Ich kroch zwischen ihren Beinen etwas näher an sie heran und legte meine flache Hand auf den Kopf des Kindes. Eleanor hatte heftige, rasch aufeinander folgende Wehen, und ich wollte kein Risiko eingehen. Ihre Babys erwischten uns gern unvorbereitet. Ihren ersten Sohn, Arthur, hätte ich beinahe fallen lassen, als er spontan beschloss, auf die Welt zu kommen, während Eleanor auf einem Gymnastikball hin und her schaukelte. Ihr blieb kaum Zeit, noch einmal Luft zu holen, be-

vor sein Köpfchen erschien und wir eilig unsere Positionen einnahmen. Felix, ihr zweiter Sohn, wurde in der Geburtswanne geboren, fünf Minuten nachdem ich meine Assistentin Susan in die Pause geschickt hatte. Dieses Mal war ich vorbereitet.

»Sie haben es fast geschafft.« Ich strich Eleanor eine schweißnasse Haarsträhne aus der Stirn. »Mit der nächsten Wehe kommt das Baby.«

Eleanor umklammerte die Hand ihres Mannes. Frank war wie üblich still gewesen, geradezu ehrfürchtig. Die Väter verhielten sich völlig unterschiedlich. Manche nahmen die gleiche Haltung wie ihre Frauen oder Freundinnen ein, keuchten und pressten gemeinsam mit ihnen. Andere konzentrierten sich so sehr auf irgendeine kleine Aufgabe, die man ihnen übertrug – sei es, den iPod zu bedienen oder dafür zu sorgen, dass der Eiswürfelbehälter immer gefüllt war –, dass sie von der Geburt selbst kaum etwas mitbekamen. Ich hatte ein Faible für die Ehrfürchtigen. Sie wussten, dass sie an einem ganz besonderen Ereignis teilhatten.

Das Köpfchen des Kindes drehte sich nach rechts, und Eleanor stöhnte. Die Luft im Zimmer vibrierte vor Energie. »Gut«, sagte ich. »Bereit?«

Eleanor drückte das Kinn an die Brust. Susan stand neben mir, als ich die Schultern des Kindes entwickelte – erst die eine, dann die andere –, sodass nur noch seine Beine im Geburtskanal steckten. »Wollen Sie Ihr Baby selbst rausziehen, Eleanor?«

Eleanors andere beiden Kinder hatten es dafür zu eilig gehabt, aber ich freute mich, dass sie jetzt die Gelegenheit hatte. Ich fand es am schönsten, wenn ein Kind auf diese Weise geboren wurde. Es erschien mir nur recht

und billig, dass eine Mutter nach der Schwerstarbeit während der Wehen ihr Kind mit eigenen Händen auf die Welt holte.

Ein schwaches Lächeln erschien auf Eleanors Gesicht. »Wirklich?«

»Ja«, sagte ich. »Wir sind so weit, wenn Sie es sind.«

Ich nickte Susan zu, die sich bereithielt, um das Kind notfalls zu übernehmen. Aber das würde nicht passieren. In den zehn Jahren, die ich jetzt als Hebamme arbeitete, hatte ich noch nie erlebt, dass einer Mutter ihr Kind aus den Händen glitt. Ich sah zu, wie Eleanor das schwarzhaarige Baby aus ihrem Körper zog und an ihr Herz legte – rosa, verschmiert und vollkommen. Es stieß einen kräftigen Schrei aus. Musik in den Ohren einer Hebamme.

»Wie finden Sie das?«, sagte ich. »Es ist ein Mädchen.«

Eleanor lachte und weinte gleichzeitig. »Ein Mädchen. Es ist ein Mädchen, Frank.«

Die Kleine hatte eine gute Größe. Zehn Finger. Zehn Zehen. Eleanor hielt ihre Tochter zärtlich und beschützend in den Armen. Frank stand mit andächtiger Miene neben den beiden. Nicht zum ersten Mal sah ich diesen Gesichtsausdruck, aber er gefiel mir jedes Mal aufs Neue. Seine Frau war gerade zu einem noch erstaunlicheren Wesen geworden. Einem wahren Wunder.

Susan winkte Frank zu sich und gab ihm Anweisungen, wie er die Nabelschnur durchschneiden sollte. Als ich Franks Gesicht sah, musste ich unwillkürlich lachen. Susan war mit neunzehn nach Rhode Island gekommen, aber noch heute, vierzig Jahre später, war ihr breiter schottischer Dialekt für amerikanische Ohren

kaum verständlich. Der Vorteil war, dass man ihr unbesorgt ein Geheimnis anvertrauen konnte, denn selbst wenn sie es ausplauderte, würde es keiner verstehen. Der Nachteil war, dass ich eine Menge Zeit mit Dolmetschen verbrachte.

»Einfach zwischen den beiden Klemmen durchschneiden«, soufflierte ich. Susan drehte sich weg, aber so wie die grauen Löckchen auf ihrem Kopf auf und ab hüpfen, war ich ziemlich sicher, dass sie leise kicherte.

Sobald die Plazenta geboren war und Eleanor ihre Tochter zum ersten Mal gestillt hatte, versorgte ich Mutter und Kind und besprach mich kurz mit der Nachtschwester. Bevor ich ging, blieb ich noch einmal an der Tür stehen. Im Zimmer war es ruhig und friedlich. Das Baby lag an Eleanors nackter Brust, sodass es Hautkontakt mit seiner Mutter hatte. Frank neben ihnen war bereits eingeschlafen. Ich musste lächeln. Das, dieses Bild, war der Grund, warum ich Hebamme geworden war, und in meinen Augen das eigentlich Magische bei einer Geburt. Egal, wie anstrengend die Wehen gewesen waren, egal, wie erschöpft die Mutter war, die Männer schliefen immer als Erste ein.

»Bis morgen«, sagte ich, obwohl ich gerne noch länger geblieben wäre.

Eleanor winkte mir zu, und Frank schnarchte weiter. Ich zog meine Handschuhe aus und war noch nicht richtig hinaus auf den Flur getreten, als sich eine Hand um meinen Arm legte und mich umriss. Ich streckte eine Hand aus, um den Sturz abzufangen, doch statt auf dem Boden zu landen, blieb ich mitten in der Luft hängen.

»Hallo, Schönste.«

Ein paar Meter weiter fingen zwei junge Hebammen

an zu kichern. Ich sah blinzelnd zu Patrick hoch, der mich in einer Art Tangofigur hielt. »Sehr witzig. Stell mich wieder hin.«

Patrick, der beratende Kinderarzt aus dem St. Mary's Hospital ein Stockwerk höher, tauchte gerne bei uns im Geburtszentrum auf und unterhielt die Schwestern mit seinen albernen Einfällen. Ich verzichtete darauf, mich geschmeichelt zu fühlen. Sicher, er war jung und charmant – und er sah auf etwas zerzauste Art gut aus, so als wäre er gerade aus dem Bett gestiegen –, aber zufällig wusste ich, dass er öfter »Schönste« sagte als ich »Presswehe«.

»Dein Wunsch ist mir Befehl.« Sofort stand ich wieder auf meinen zwei Beinen. »Gut, dass ich dich treffe«, sagte er. »Ich weiß einen neuen Witz.«

»Schieß los.«

»Wie viele Hebammen braucht man, um eine Glühbirne zu wechseln?« Patrick wartete meine Antwort nicht ab. »Sechs. Eine dreht die Glühbirne rein und fünf halten den Gynäkologen davon ab, sich einzumischen.« Er grinste. »Gut, oder?«

Ich musste unwillkürlich lachen. »Nicht übel.«

Ich ging weiter, und er fiel neben mir in Gleichschritt. »Übrigens ... Sean und ich gehen heute Abend im Hip was trinken. Kommst du mit?«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich hab ein Date.«

Patrick blieb stehen und starrte mich an. Daran konnte man erkennen, wie unwahrscheinlich es war, dass ich ein Date hatte.

»Lass dich nicht auf den Arm nehmen. Ich fahre zum Essen mit Gran und Grace nach Conanicut Island.«

»Ach so.« Sein Gesichtsausdruck wechselte wieder zu

normal. »Ich geh wohl recht in der Annahme, dass das Verhältnis zwischen dir und deiner Mutter nicht besser geworden ist?«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil du sie immer noch Grace nennst.«

»So heißt sie nun mal.«

Ich hatte mit vierzehn angefangen, sie Grace zu nennen – an dem Tag, an dem ich zum ersten Mal eine Frau von ihrem Kind entbunden hatte. Es kam mir merkwürdig vor, sie Mom zu nennen, unprofessionell. Grace erschien mir dagegen so selbstverständlich, dass ich dabei geblieben war.

»Willst du nicht wenigstens auf einen Drink mitkommen? Du machst dich schon seit Monaten rar.« Er zog einen Schmollmund. »Wir sind dir zu langweilig, stimmt's?«

Ich öffnete die Tür zum Aufenthaltsraum. »Muss wohl so sein.«

»Nächstes Mal?«, rief er mir nach. »Versprochen?«

»Versprochen«, rief ich zurück. »Wenn du mir versprichst, bessere Witze zu erzählen.«

Ich war zuversichtlich, dass er dieses Versprechen nicht würde halten können.

Ich kam zehn vor acht auf Conanicut Island an. Grans Haus, ein mit Schindeln verkleidetes Cottage, thronte auf einem grasbewachsenen Hügel über der Felsküste. Sie wohnte an der Südspitze der Insel, die man über einen schmalen Landstreifen von Jamestown aus erreichte. Als ich Kind war, hatten meine Eltern jeden Sommer ein ähnliches Haus wie das von Gran gemietet, und wir hatten ein paar Wochen in der freien Natur verbracht – wa-

ren in der Mackerel Cove geschwommen, hatten Drachen steigen lassen und Wanderungen im Beavertail State Park unternommen. Gran hatte als Erste beschlossen, hier »Dauerurlaub« zu machen. Ein paar Jahre später waren Grace und Dad ihrem Beispiel gefolgt und in fußläufige Entfernung zu ihr gezogen. Grace hatte sich aufgeregt, weil sie mich in Providence »zurückließen«, aber mir war es ganz recht so. Abgesehen davon, dass auf diese Weise ein größerer Abstand zwischen Grace und mir und meiner Arbeit lag, gefiel es mir, einen Vorwand zu haben, nach Conanicut Island zu fahren. Sobald ich über die Jamestown Verrazzano Bridge fuhr, geschah etwas mit mir. Ich war entspannter. Lockerer.

Ich stieg aus und ging den grasüberwachsenen Weg hinauf. Kaum dass ich das Haus durch die Hintertür betreten hatte, wehte mir der Duft von Zitrone und Knoblauch entgegen.

Grace und Gran saßen in dem holzgetäfelten Esszimmer am Tisch und unterhielten sich. Sie blickten nicht einmal auf, als ich eintrat, woraus ich schloss, dass sie beide noch tauber geworden waren. In letzter Zeit bewegte ich mich nicht gerade leichtfüßig.

»Hallo, ihr beiden.«

Sie drehten sich um und begannen gleichzeitig zu strahlen. Vor allem Grace' Gesicht begann zu leuchten. Vielleicht lag es aber auch nur an dem orangefarbenen Lippenstift und dem psychedelisch gemusterten Kleid. Zwischen ihren Vorderzähnen steckte irgendetwas Grünes – vielleicht ein Stück Bohne –, und ihre Haare sahen aus, als wäre ein Windstoß durchgefahren. Mit den über die Augen hängenden Ponyfransen erinnerte sie mich an einen zotteligen roten Hütehund.

»Entschuldigt die Verspätung«, sagte ich.

»Die Kinder richten sich eben nicht nach deinen Abendessenseinladungen, Neva«, sagte Gran. Auf ihrem ungeschminkten Gesicht erschien ein Lächeln. »Niemand weiß das besser als wir.«

Ich gab den beiden einen Kuss und ließ mich auf den Stuhl am Kopfende plumpsen. Sie hatten mir ein halbes Hühnchen übrig gelassen, außerdem ein paar Kartoffeln und Karotten und eine Portion grüne Bohnen. Auf dem Tisch stand ein Krug Wasser, in dem ein Minzeblatt schwamm, wahrscheinlich aus Grans Garten. Gran griff nach dem Vorlegebesteck und begann mir aufzugeben. »Hat Lil sich wieder verkrochen?«

Lil, Grans schon fast krankhaft schüchterne Lebensgefährtin, glänzte bei unseren monatlichen Abendessen regelmäßig durch Abwesenheit. Grace hatte sich gar nicht mehr eingekriegt, als Gran vor fast acht Jahren ihre Beziehung und damit auch ihre sexuelle Orientierung bekannt gegeben hatte. Ihr Leben lang hatte sie sich nach einem Skandal in der Familie gesehnt, um zeigen zu können, wie tolerant sie war. Allerdings konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass ihre demonstrative Aufgeschlossenheit (einmal hatte sie Gran und Lil als ihre »beiden Mütter« bezeichnet) der Grund dafür war, dass Lil sich jedes Mal rarmachte, wenn wir da waren.

Gran seufzte. »Du weißt ja, wie Lil ist.«

»Du könntest auch jemanden mitbringen, Neva«, sagte Grace. »Wenn du gern einen Mann ...«

»Gute Idee.« Ich spießte mit meiner Gabel ein Stückchen Huhn auf. »Nächstes Mal bringe ich Dad mit.«

Grace runzelte die Stirn, aber eins der Dinge, die ich an ihr am meisten schätzte, war ihre kurze Aufmerksam-

keitsspanne. »Na, Geburtstagskind, wie fühlst du dich? Das letzte Jahr mit einer Zwei davor!«

Ich durchbohrte mit meiner Gabel eine Kartoffel. »Keine Ahnung.« Tja, wie fühlte ich mich eigentlich? »Ich denke, ich ...«

»Ich sag dir, wie *ich* mich fühle«, fiel mir Grace ins Wort. »Alt. Es kommt mir vor wie gestern, dass ich mit dir in den Wehen lag.« Grace' Stimme klang auf einmal wehmütig. »Kannst du dich daran erinnern, wie wir sie das erste Mal gesehen haben, Mom? Die vielen roten Haare und diese porzellanweiße Haut. Wir waren sicher, dass du mal Schauspielerin oder Model wirst.«

Mit etwas Mühe schluckte ich den Bissen, den ich im Mund hatte, hinunter. »Freust du dich nicht darüber, dass ich deinem Beispiel gefolgt und Hebamme geworden bin, Grace?«

»Was heißt hier freuen? Ich bin die stolzeste Mutter der Welt! Auch wenn ich mir natürlich immer noch wünsche, dass du mit mir zusammenarbeiten und Hausgeburten betreuen würdest. Keine Ärzte, die die Zange schwingen, keine Kranken, die ein empfindliches Neugeborenes anhusten ...«

»Im Geburtszentrum gibt es keine Ärzte und keine Kranken, Grace.«

»Im eigenen Heim zu entbinden, das hat einfach etwas ...«

Magisches.

»Magisches«, sagte sie lächelnd. »Ach, beinahe hätte ich es vergessen.« Sie griff nach ihrer Handtasche und zog ein flaches, in Geschenkpapier gewickeltes Päckchen heraus. »Das ist von deinem Vater und mir.«

»Wow ... Das wär doch nicht nötig gewesen.«

»Unsinn. Du hast Geburtstag.«

Gran und ich wechselten einen Blick. Das war ja klar, dass Grace sich nicht an die Anweisung »Keine Geschenke« hielt. Das Einzige, was ich mir zum Geburtstag gewünscht hatte. Ich hasste Geschenke. Es war peinlich, sie entgegenzunehmen. Es war peinlich, sie vor aller Augen auszupacken. Und wenn es von Grace kam, war da noch der Druck, vor Freude in Jubel auszubrechen, weil mir gerade dieses Stück zu meinem Glück gefehlt hatte.

»Na los.« Sie legte erwartungsvoll die Hände aneinander. »Mach es auf.« Plötzlich musste ich an meinen dreizehnten Geburtstag denken – das erste Mal seit der Grundschule, dass ich mich zu einer Geburtstagsparty hatte überreden lassen. Vielleicht war mein Urteilsvermögen dadurch getrübt, dass ich gerade zum zweiten Mal meine Periode bekommen hatte, an Krämpfen litt, blutete und eine Binde von der Größe eines Surfboards in meiner Unterhose steckte. Grace war enttäuscht, als ich auf einer kleinen Feier bestand und nur vier Mädchen aus meiner Klasse einlud, und es brach ihr geradezu das Herz, als ich Partyspiele jeglicher Art strikt ablehnte, aber sie wollte es nicht darauf ankommen lassen. Rückblickend betrachtet hätte ich da schon stutzig werden müssen. Meine Freundinnen und ich hatten es uns gerade im Wohnzimmer gemütlich gemacht, als Grace hereinmarschierte.

»Hört mir bitte alle mal zu!«, sagte sie. »Wie ihr wisst, wird Neva heute dreizehn. Wir feiern, dass sie ab jetzt ein Teenager ist.«

Sie sah aus, als würde sie auf der Bühne eines Kindertheaters stehen, und lächelte so breit, dass es mich nicht

gewundert hätte, wenn ihr Gesicht in drei Teile zerbrochen wäre. Ich wünschte, sie würde mitsamt ihrem knallroten Knautschsamtkleid und den letzten beiden Minuten in einer Rauchwolke verschwinden. Diese Hoffnung schwand jedoch sofort zusammen mit dem Lächeln meiner Freundinnen.

»Mein kleines Mädchen ist kein kleines Mädchen mehr. Ihr Körper verändert sich und reift heran. Sie erlebt, wie in ihr eine Lebenskraft erwacht, die einer Frau die Fähigkeit verleiht, neues Leben zu erschaffen. Ihr wisst das wahrscheinlich nicht, aber die traditionelle Bezeichnung für die erste Menstruation ist ›Menarche‹.«

Panik überkam mich, mein Herz begann zu rasen. Ich wünschte mir nicht mehr, Grace würde verschwinden und mit ihr die letzten beiden Minuten – ich wünschte mir, meine gesamte Zukunft würde mit ihr verschwinden. Besonders der kommende Montag, wenn ich wieder in die Schule gehen musste und damit konfrontiert werden würde, dass ich von da an bis in alle Ewigkeit eine gesellschaftliche Außenseiterin war. Und auch die kommenden Wochen, wenn ich mein Leben weiterleben und so tun musste, als würde ich das Getuschel und das Gekicher der anderen nicht hören.

»In manchen Kulturen«, fuhr sie fort, »findet anlässlich der Menarche ein Fest mit Liedern und Tänzen statt. In Marokko bekommen die Mädchen Kleider, Geld und Geschenke. Japanische Familien feiern die Menarche einer Tochter mit einem Essen aus rotem Reis und Bohnen. Auch in einigen Regionen Indiens veranstaltet man zu Ehren der Mädchen ein Fest, und sie werden mit den schönsten Kleidern und Schmuckstücken ausgestattet, die sich die Familie leisten kann. Ich weiß, in eurem Al-

ter findet man die Menstruation vielleicht peinlich oder, Gott bewahre, sogar unhygienisch. Aber das ist sie nicht. Sie ist eines der heiligsten Dinge auf dieser Welt, und man muss sie nicht verstecken, sondern feiern. Daher dachte ich, zu Ehren von Nevas Menarche und vielleicht auch der von der einen oder anderen von euch ...«, sie lächelte meine Freundinnen aufmunternd an, »... dachte ich also, es wäre lustig, es den Apachen hier in Nordamerika nachzumachen und ...«, sie legte eine theatralische Pause ein, »... zu tanzen. Ich habe einen Gesang einstudiert und wir könn...«

Ich begreife es bis heute nicht, dass ich sie so lange weiterreden ließ. »Mom.«

Immer noch lächelnd sah Grace mich an. »Was ist denn, Schätzchen?«

»Bitte, red nicht weiter.«

Ich flüsterte nur, aber ich weiß, dass sie mich gehört hatte, denn das Lächeln fiel von ihrem Gesicht wie ein Drachen von einem windstillen Himmel. Um mein Herz legte sich ein stählerner Schutzschild. Ja, sie hatte sich sehr viel Mühe gegeben, und sie hatte mir nicht die geringste Wahl gelassen. »Dad!«

Unser Haus war klein, ich wusste, dass er mich hören würde. Und als er gleich darauf in der Tür erschien, zeigte mir seine erschrockene Miene, dass ihm die Panik in meiner Stimme nicht entgangen war. Er sah sich um. Die entsetzten Gesichter meiner Freundinnen. Das Rot überall – Grace' Kleid, die Ballons, die neuen Kissen, die mir erstaunlicherweise erst jetzt auffielen. Er fasste Grace bei den Schultern und führte sie hinaus, obwohl sie lautstark protestierte und wirklich nicht verstand, warum.

Doch als Grace sich jetzt über mich beugte, war Dad

nicht da, um mir beizustehen. Ich drehte das Geschenk um und begann es vorsichtig auszupacken, indem ich auf einer Seite am Klebestreifen zupfte.

»Das ist kein Puzzle, Schätzchen. Du musst nicht jeden Tesastreifen einzeln ablösen, das macht man *so!*«

Grace griff so schwungvoll nach dem Päckchen, dass sie gegen den Tisch stieß. Eiswürfel klirrten. Der Wasserkrug begann bedenklich zu wackeln und schwankte kurz hin und her, bevor er schließlich beschloss umzufallen. Glas zersplitterte, Wasser schwappte über die Tischplatte. Die Luft roch plötzlich nach Minze. Ich sprang auf, als mich der Schwall Wasser von der Brust abwärts durchnässte.

Wenn so etwas passiert, wird es normalerweise laut. Die Anwesenden geben sich gegenseitig die Schuld, erteilen Anweisungen, laufen nach Schrubber und Wischlappen. Aber hier blieb es beängstigend still. Gran und Grace starrten auf die Erhebung, die sich unter dem klitschnassen Hemd nicht länger verbergen ließ. Und vermutlich zum ersten Mal in ihrem Leben fehlten meiner Mutter die Worte.

»Ja«, sagte ich. Ich legte die Hände auf meinen Bauch, um ihn vor dem zu schützen, was unweigerlich folgen würde. »Ich bin schwanger.«

Kapitel 2

GRACE

»Du kannst nicht schwanger sein«, sagte ich, auch wenn es kaum zu bezweifeln war, als ich die Hand ausstreckte, um Nevas nassen runden Bauch zu berühren. Und sie war schon ziemlich weit. Ihr Nabel war ganz flach. Ihre Brüste waren groß, und ich war sicher, dass ich bei einem Blick unter ihr Krankenhaushemd jede Menge blaurote Adern entdecken würde. »Wie ... weit bist du?«

Nevas Wangen färbten sich rosa. »Dreißigste Woche.«

»Dreißigste ...« Ich kniff kurz die Augen zusammen und öffnete sie wieder, als könnte ich auf diese Weise den Schock mildern. »*Dreißigste* Woche?«

Das war doch nicht möglich. Ihr Gesicht war frisch und fleckenlos, und sie schien auch kein Wasser angesammelt zu haben. Ihre Handgelenke waren schmal, und sie hatte nicht einmal ansatzweise ein Doppelkinn. Abgesehen von der Wölbung gab es keine Anzeichen für eine Schwangerschaft, ganz zu schweigen von einer Schwangerschaft im letzten Drittel. Ich konnte es einfach nicht glauben. »Aber ... du hast doch das PCO-Syndrom!«

»Das bedeutet nicht, dass ich nicht schwanger werden kann«, sagte Neva. »Es ist nur etwas schwieriger.«

Das wusste ich natürlich auch, aber es wollte mir trotzdem nicht in den Kopf. Meine Tochter war schwanger.

Ich war Hebamme. Wie konnte es sein, dass ich nichts davon mitbekommen hatte?

Von der Tischkante tropfte Eiswasser auf den Boden neben Nevas Füßen. So wie sie es anstarrte, hätte man meinen können, dass sie noch nie in ihrem Leben Wasser gesehen hatte. »Dein Tisch kriegt Flecken, Gran«, sagte sie langsam. »Hast du irgendwo Küchentücher?«

Ich sah sie fassungslos an. »Küchentücher?«

»Ich hol welche«, sagte Mom. »Grace, geh mit Neva ins Wohnzimmer. Ich koche uns Tee.«

Ich folgte Neva ins Wohnzimmer. Es war mir unbegreiflich, wie ich ihren Watschelgang hatte übersehen können. Als sie sich auf das Sofa sinken ließ, fiel mir auf, wie blass sie war. Ihre Haut war so hell und durchscheinend, dass ich darunter praktisch das Blut in den Adern fließen sah. Als sie klein war, hatte ich im Sommer immer darauf achten müssen, dass jeder Quadratzentimeter ihrer Haut bedeckt war, ganz gegen meinen Instinkt, sie nach Lust und Laune nackt herumlaufen zu lassen. Doch wenn ich sie jetzt betrachtete, diese perfekte alabasterfarbene Haut ohne eine einzige Sommersprosse – dann war es das wert gewesen. Sie fuhr sich mit der Hand durch den rotbraunen Pferdeschwanz, ihre Haare waren füllig und glänzten, ein weiterer Hinweis auf ihre Schwangerschaft, der mir entgangen war.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Ich wollte es dir schon früher erzählen, aber ich musste mich erst an die Vorstellung gewöhnen. Ich habe es bis jetzt niemandem außer Susan gesagt, und das auch nur deshalb, weil sie die Vorsorge übernehmen musste.«

Ich nickte, als wäre es völlig normal, eine Schwangerschaft sieben Monate lang zu verschweigen. Obwohl es

in gewisser Weise typisch für Neva war. In der Grundschule hatte mich einmal ihre Lehrerin am Tor abgefangen und gefragt, warum wir nicht bei der Schulaufführung von *Goldlöffchen* gewesen waren. Wie sich herausstellte, hatte Neva einen der drei Bären gespielt. Als ich sie fragte, warum sie uns nichts davon erzählt hatte, sagte sie nur: »Das wollte ich doch noch.«

»Also ... du hast bestimmt einige Fragen«, sagte Neva. »Leg los.«

Mir schoss alles Mögliche durch den Kopf. Warum hatte sie uns nichts davon gesagt? Wurde sie gut betreut? Zog sie eine Hausgeburt in Erwägung? War ich die Letzte, die es erfuhr? Eine Frage brannte mir jedoch mehr als alle anderen auf der Seele, und ich musste sie als erste stellen.

»Wer ist der Vater?«

Die Veränderung in Nevas Gesichtsausdruck irritierte mich. Es war, als würde sie sämtliche Schotten dicht machen. Dabei war das doch eine ganz einfache Frage. Und sie hatte mich schließlich selbst dazu aufgefordert zu fragen. Sie zögerte und blickte auf ihren Bauch. »Es gibt keinen Vater.«

Ich musste blinzeln. »Du meinst ... du weißt nicht, wer der Vater ist?«

»Nein«, sagte Neva langsam. »Ich meine ... ich werde dieses Kind allein großziehen. Es gibt praktisch keinen Vater. Nur mich.«

Auf dem Sofatisch wurde klappernd ein Tablett abgestellt, und ich sah Mom an. Falls sie uns zugehört hatte, ließ sie es sich nicht anmerken.

»Mir ist klar, dass das eine Überraschung ist«, sagte Neva. »Für mich war es auch eine. Vor allem, weil ...«

»... das Kind keinen Vater hat?« Es sollte nicht wertend klingen, aber vermutlich tat es das. Ich konnte nichts dagegen tun. Diese Antwort war noch unbefriedigender, als wenn sie nicht gewusst hätte, wer der Vater war. Wie konnte das Kind keinen Vater haben? Es sei denn ... »Redest du von einer Samenspende?«

»Nein«, sagte sie. »Keine Samenspende. Aber du kannst ihn dir als Samenspender vorstellen, wenn du willst. Er wird nämlich nichts damit zu tun haben.«

»Aber ...«

»Also, das nenne ich mal Neuigkeiten«, sagte Mom und goss Tee ein. »Wie geht es dir damit, Liebes?«

Nevas Gesicht hellte sich ein wenig auf. »Na ja, ich bin ... aufgeregt. Und ein bisschen traurig, dass ich es allein durchziehen werde.«

»Aber du bist doch nicht allein«, sagte Mom. Sie reichte mir eine Tasse.

»Natürlich nicht«, pflichtete ich ihr bei. »Und der Vater will sich vielleicht auch darum kümmern, wenn du es ihm erst mal gesagt hast. Es sind schon seltsamere Dinge passiert. Und wenn nicht, dann eben nicht! Dein Vater und ich unterstützen dich, wo wir nur können.«

»Danke, Grace. Aber wie schon gesagt ...«

Ich setzte abrupt meine Tasse auf den Tisch und verschüttete dabei etwas Tee. »Neva. Jetzt mach doch kein solches Geheimnis daraus. Ehrlich, es ist mir egal, wer der Vater ist. Das ist mein Enkelkind. Und es wird nichts außer Liebe erfahren, selbst wenn sein Vater in seinem Leben keine Rolle spielt. Aber sag uns wenigstens, wer es ist.«

Neva presste die Lippen aufeinander. Beinahe trotzig erwiderte sie meinen Blick. Und ich wusste, dass das

Thema damit erledigt war. Trotz meiner Verwirrung und Enttäuschung ging ein angenehmer Adrenalinstoß durch meinen Körper. Er begann unterhalb des Brustbeins und breitete sich dann wie heiße Schokoladensoße auf Eis in meiner Mitte aus. Neva machte so etwas nicht. Sie geriet nie in Schwierigkeiten, jedenfalls nicht in interessante Schwierigkeiten. Als Kind war sie immer so in sich gekehrt gewesen, dass ich ihre Teenagerzeit herbeigesehnt hatte, weil ich glaubte, dass sie dann zeigen würde, was in ihr steckte, und der Welt ihren Stempel aufdrücken würde. Aber die Teenagerjahre waren gekommen und gegangen, und dann war es noch schlimmer geworden. Sie hatte sich auf ihre Ausbildung konzentriert und war dann getreulich in Moms und meine Fußstapfen getreten, wobei sie uns beide mit ihrem Geschick und ihrem Können rasch übertraf. Jetzt, mit neunundzwanzig, begann Neva zu rebellieren. Und ich freute mich darüber, obwohl ich zu gern gewusst hätte, wer der Erzeuger meines zukünftigen Enkelkinds war.

»Ich bin müde«, sagte sie. »Können wir morgen weiterreden?« Neva stand schwerfällig auf und zupfte an ihrem nassen Hemd. Es klebte sofort wieder an ihrer Haut. »Das Essen war toll. Ich ruf euch beide morgen an.«

»Warte!« Ich sprang auf. Ich wusste zwar nicht, was ich sagen sollte, aber ich wusste, dass ich sie nicht einfach so gehen lassen konnte. »Willst du ... willst du dein Geschenk nicht auspacken?«

Sie blieb im Durchgang zum Flur stehen. »Oh. Äh ... ja, klar. Tut mir leid.«

Ich lief an Neva vorbei ins Esszimmer, holte die Schachtel und drückte sie ihr in die Hand. »Diesmal lass ich es dich aufmachen.« Ich hielt die Hände in die Höhe

und trat einen Schritt zurück. »Ich mische mich nicht ein. Versprochen.«

Vorsichtig öffnete sie die Schachtel und drehte sie um. Der Silberrahmen fiel in ihre Hand.

Es war ein altes Foto aus der Zeit, als Bilder noch kleiner und an den Ecken runder gewesen waren. Mom saß in ihrem Korbstuhl auf der Veranda, die grau melierten Haare im Nacken zu einem Knoten geschlungen. Im Vordergrund kniete ich hinter einer vier oder fünf Jahre alten Neva. Ich hatte den Saum meines Rocks hochgezogen und versteckte mich dahinter, während Neva – schon damals ein ernstes Persönchen – ihrer Großmutter einen genervten Blick zuwarf. Ich hatte dieses Foto in einem Album entdeckt und gedacht, dass Neva dafür vielleicht eine Ausnahme bei ihrem Geschenkeverbot machen würde.

Ein Lächeln schlich sich auf Nevas Gesicht. »Wer hat das aufgenommen?«, fragte sie.

»Wahrscheinlich dein Vater. Gefällt es dir?«

Ich beobachtete sie. Ihre Augen hatten einen warmen Glanz. Vielleicht hatte ich ausnahmsweise mal etwas richtig gemacht?

»Ich finde es sehr nett, Grace«, sagte sie und blickte auf. »Und es tut mir leid. Ich weiß, das alles ist ein Schock. Ich brauche einfach ein bisschen Zeit. Ist das in Ordnung?«

Was sollte ich dazu sagen? Wenn sie meinte, ich müsste mich damit abfinden, dass ihr Kind keinen Vater haben würde, dann war es natürlich nicht in Ordnung. Ich hatte noch nie etwas weniger in Ordnung gefunden.

»Natürlich, mein Schätzchen«, hörte ich mich sagen. »Mach so, wie du denkst.«

Ich war froh, dass im Schlafzimmer Licht brannte, als ich in die Einfahrt bog. Ich würde kein Auge zubekommen, ohne Robert wenigstens kurz von den Neuigkeiten zu berichten. Ich schloss die Tür hinter mir ab, streifte meine Schuhe ab und ging rasch zum Schlafzimmer. Im selben Augenblick, in dem ich die Tür öffnete, ging das Licht aus.

»Liebling?« Im Dunkeln tapste ich zum Bett und schaltete seine Nachttischlampe ein. »Noch nicht schlafen. Du glaubst nicht, was passiert ist.«

Robert gab ein »Hmmm« von sich, seine Augen blieben jedoch geschlossen.

Ich schüttelte ihn. »Rob. Ich muss mit dir reden.«

Er murmelte etwas, das wie »Morgen früh« klang, und rollte sich auf die Seite.

»Neva ist schwanger«, sagte ich schließlich.

Es vergingen ein paar Sekunden, dann rollte er sich wieder zurück und öffnete die Augen.

»Im siebten Monat. Mom und ich haben es nur deshalb erfahren, weil ihr Hemd nass wurde und sich ihr Bauch deutlich darunter abzeichnete.«

Ich wartete darauf, dass Robert sich aufsetzte und mir Fragen stellte. Oder wenigstens irgendein Zeichen von Überraschung erkennen ließ. Er bewegte sich jedoch kein bisschen schneller als sonst, sondern so gemessen, wie es eben seine Art war. Früher hatte ich das an ihm geliebt. Jetzt hätte ich ihm am liebsten einen Stoß gegeben.

»Wer ist der Vater?«, fragte er.

»Sie sagt, es gibt keinen.«

Bei aller Enttäuschung verschaffte es mir eine gewisse Befriedigung, das zu sagen. Sie wurde noch größer, als Robert sich aufsetzte und nach seiner Brille auf

dem Nachttisch griff. Endlich hatte ich seine Aufmerksamkeit.

»Was in aller Welt soll das heißen?«, fragte er.

»Keine Ahnung, aber das hat Neva gesagt. Dass es keinen Vater gibt.«

»Wie bei der unbefleckten Empfängnis?«

»Was weiß ich? Jedenfalls redet sie nicht darüber. Und je mehr ich in sie gedrungen bin ...«

»Desto schweigsamer wurde sie, schon klar.« Er stieß einen Seufzer aus und dachte nach. »Na gut, Spekulationen bringen uns auch nicht weiter. Ich rufe sie morgen früh an und gehe der Sache auf den Grund.« Er nahm seine Brille ab und legte sie zurück auf den Nachttisch. »Warum kommst du nicht ins Bett, Grace?«

Er löschte das Licht und ließ mich im Dunkeln sitzen. Die Andeutung, dass es nur eines Anrufes von ihm bedurfte, um eine Antwort auf unsere Frage zu bekommen, nahm ich ihm übel, auch wenn mir ein Gefühl sagte, dass er recht hatte. Neva vertraute sich oft ihrem Vater an. Möglicherweise nur, um mich zu ärgern. Dennoch hoffte ich, dass sie es Robert erzählen würde. Ich musste wissen, wer der Vater des Kindes war. Je eher, desto besser.

Da ich im Augenblick nichts weiter machen konnte, stand ich auf und zog mich nackt aus. Ich war viel zu aufgeregt, um zu schlafen. Und aus Erfahrung wusste ich, dass es zu dieser nächtlichen Stunde nur eins gab, was dabei half, aufgestaute Energie abzubauen. Ich schlug die Decke zurück und schlüpfte auf der Seite meines Mannes ins Bett. Ich schmiegte mich an ihn, seine Haut fühlte sich warm und rau an.

»Grace«, protestierte er, aber ich brachte ihn mit einem Kuss zum Schweigen und drehte ihn auf den Rücken.

»Leg dich einfach hin.«

Ich folgte der Spur grau melierter Haare nach unten. Er hatte vor dem Zubettgehen geduscht, ich roch – und schmeckte – die Seife auf seiner Haut. Das steigerte mein Verlangen nur noch. Ich brauchte Nähe. Ich brauchte das Gefühl, dass jemand mich beehrte. Das war von meinem müden Ehemann zwar ein bisschen viel verlangt, aber ich wusste, wie ich ihn überzeugen konnte. Ich war gerade bei seinem Nabel angekommen, als er mich mit beiden Händen an den Schultern fasste.

»Ich muss morgen früh arbeiten, Grace. Und ehrlich gesagt steht mir nach diesen Neuigkeiten nicht gerade der Sinn danach.« Er zog mich nach oben und drückte mein Gesicht an seine Brust. »Warum versuchst du nicht zu schlafen? Heute ist Vollmond, da setzen doch bestimmt bei irgendeiner deiner Frauen die Wehen ein. Du solltest dich ein bisschen ausruhen, bevor der Anruf kommt.«

Seine Stimme klang kontrolliert, ohne den leisesten Hauch von Begehren. In diesem Ton sprach man mit einem Hund. *Jetzt ist aber Schluss mit Stöckchenwerfen, Fido.* In letzter Zeit hatten sich diese Zurückweisungen gehäuft. Plötzliche Kopfschmerzen, regelmäßig werdende Atemzüge, kaum dass ich ins Bett kam. Aber dieses Mal wies er mich ganz offen zurück. Wie oft hatte ich bei einem Treffen meines Buchklubs dagesessen und zugehört, wie sich meine Freundinnen darüber beklagten, dass ihre Ehemänner nichts außer Sex, Sex, Sex im Kopf hatten? Und wenn sie sich breitschlagen ließen, dann nur für drei Minuten Missionarsstellung, kein Vorspiel, keine Fellatio. Ich war bereit, meinem Mann das volle Programm zu bieten, und er ... war ich so absto-

ßend? Früher einmal hatte Robert mich unwiderstehlich gefunden. Wir waren stolz darauf gewesen, ein Paar zu sein, bei dem es noch »funkte«. Was war mit uns passiert?

Ich blieb in seinen Armen liegen, so lange ich es aushielt, was vermutlich nicht mehr als eine Minute war, dann sagte ich leise: »Ich hol mir ein Glas Wasser.«

Robert protestierte nicht, aber damit hatte ich auch nicht gerechnet. Ich hatte meinen Morgenmantel noch nicht richtig zugebunden, da schnarchte er bereits. Als ich in die Küche kam, peitschte der Wind das Schilf so heftig gegen die Hauswände, dass man hätte meinen können, er wollte das Cottage von seinem Fundament reißen und in die Mackerel Cove schleudern. Ich setzte mich mit meinem Skizzenbuch auf den blauen Stuhl und dachte nach.

Was ging in Neva vor? Nüchtern betrachtet, gab es nur zwei Möglichkeiten: Neva wusste nicht, wer der Vater war, oder sie wollte nicht, dass ich es wusste. So oder so, das Kind würde keinen Vater haben. Das wäre etwas, was mein Enkelkind und ich gemeinsam haben würden.

Mein Vater war von einem Traktor überfahren worden, als meine Mutter mit mir schwanger gewesen war. Ich hatte das immer als tragisches, außergewöhnliches Ereignis betrachtet, aber meine Mutter sah es ziemlich pragmatisch. »Wir lebten auf dem Land. Da passierte so was eben«, sagte sie. Meine Mutter hatte auch die von meinem Vater unbesetzte Rolle gefüllt, und sie hatte ihre Sache gut gemacht – vorbildlich –, aber ich hatte immer gewusst, dass etwas fehlte. Ich sah, wie andere Kinder von ihren Vätern herumgetragen wurden, lange nach-

dem sie ihren Müttern zu schwer geworden waren. Mädchen, die ihren Vätern am Schultor einen flüchtigen Kuss auf die Wange gaben. Kinder, die ihre Väter um ein bisschen Geld anbettelten – und es gegen das Versprechen bekamen, *Mutter nichts davon zu sagen*. Kosenamen wie »Prinzessin« und »Süße«. Gesten und Geschenke, die irgendwie mehr zählten, weil sie vom Vater kamen.

Als ich acht war, verbrachte ich eine Woche mit meiner Freundin Phyllis im Sommerhaus ihrer Großmutter. Am Samstagabend sollte Phyllis' Vater uns auf Geheiß ihrer Mutter »müde machen«. Er trieb uns auf den riesigen grünen Rasen, wo wir uns in einer Reihe aufstellen mussten. Dem Gekichere von Phyllis' Geschwistern nach zu urteilen, spielten sie dieses Spiel nicht zum ersten Mal. Ich konnte weder einen Ball noch einen Frisbee entdecken, deshalb blieb ich einfach stehen, als er »Los!« rief, während die anderen in alle Richtungen davonliefen. Eine Sekunde später flog ich durch die Luft.

»Erwischt!«, rief Phyllis' Dad fröhlich und warf mich hoch. »Das war zu einfach. Was soll ich mit ihr machen, Kinder?«

»Kitzeln, Dad«, schrie Phyllis von dem Baum herunter, auf dem sie mit ihrer Schwester saß. Sie lachte hysterisch. »Du musst sie kitzeln.«

»Also den schrecklichen Kitzeltod?« Er drückte mich ins Gras und musterte mich mit gespielter Ernst. »Ich bin mir nicht sicher, ob Grace kitzlig ist. Bist du kitzlig, Grace?«

»Ja«, sagte ich, und ich fing schon jetzt an zu kichern.

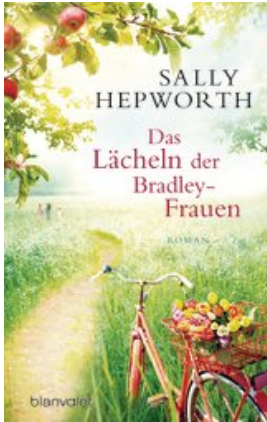
Er hielt die Hände in die Höhe und wackelte mit den Fingern, dann senkte er sie und kitzelte mich am Bauch, an den Seiten, am Hals. Ich kicherte, bis mir der Bauch

wehtat und ich dachte, ich würde explodieren. Ich wälzte mich hin und her, bis mein Schlafanzug von oben bis unten voller Grasflecken war. Nie hat mir etwas mehr Spaß gemacht, weder vorher noch nachher.

Schließlich ließ er von mir ab und jagte den anderen hinterher. Sie liefen kreischend davon, kletterten auf Bäume und versteckten sich unter der Veranda. Ich verstand das nicht. Wollten sie denn nicht in die Luft geworfen und gekitzelt werden? Wäre das mein Vater gewesen, hätte ich mich einfach hingelegt, ein williges Opfer für seine Kitzelattacken.

Nein, Neva war nicht klar, was sie ihrem Kind antat, indem sie den Vater verheimlichte. Sie selbst hatte einen liebevollen Vater. Er hatte sie auf den Schultern getragen und sie gekitzelt und ihr Kosenamen gegeben. Ihre Kinder würden später einen Großvater haben, und er würde Neva zum Altar führen, wenn sie das wollte.

Ich wusste, was ihrem Kind fehlen würde. Und das würde ich nicht zulassen.



Sally Hepworth

Das Lächeln der Bradley-Frauen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0034-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2015

Ein berührender, mitreißender Roman über Mütter, Töchter und ihre tiefsten Geheimnisse

Neva Bradley ist Hebamme – genau wie ihre Mutter und Großmutter. Als sie feststellt, dass sie selbst schwanger ist, hält sie es vor ihrer Familie geheim, denn sie kann ihnen nicht sagen, wer der Vater ist. Doch ihre Großmutter Florence spürt, dass mit Neva etwas nicht stimmt – und sie fühlt sich zurückversetzt in ihre eigene Vergangenheit. Denn seit Jahrzehnten hütet Florence ein Geheimnis, das mit der Situation ihrer Enkelin auf geradezu unheimliche Weise zusammenzuhängen scheint und das für alle Bradley-Frauen lebensverändernde Konsequenzen haben wird.

 [Der Titel im Katalog](#)